

## EDITORIAL

# Von politischen Spannungen in Asien, der Weltwunderwirtschaft China und einer (fehlenden) akademischen Meinungskultur

Werner Pascha

"Social Science Matters", das war Thema und Behauptung der jüngsten Jahrestagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung in Hamburg. Man kann es sich leicht machen und schlicht feststellen: Das vorliegende Heft von *ASIEN* zeigt einmal mehr, das dem wirklich so ist. In den referierten Beiträgen geht es um den Zugang zu Lebensmitteln in Indien, um Stabilitätsdefizite des politischen Systems der Philippinen und darum, ob China tatsächlich entscheidende Triebkraft einer asiatischen Integration sein kann. Alle diese Fragen sind von hohem Interesse, aber Skepsis ist angebracht, ob sie tatsächlich vom Tagesgeschäft hinreichend wahrgenommen werden. In diesem Sinne ist "Social Science Matters" auch weniger eine Feststellung, sondern bringt eher einen Anspruch zum Ausdruck, im Zweifel sogar nur in der Attitüde eines "whistling in the dark".

Auf der Hamburger Tagung berichtete ein britischer Wissenschaftler in diesem Zusammenhang von den Erfahrungen anlässlich einer Podiumsdiskussion in Oxford. Dort hatten Journalisten munter erklärt, Wissenschaftler seien so ziemlich die Letzten, die sie zu einem brisanten Thema befragen würden. Warum?

Ich erinnere mich an einen Kollegen, der in den 1980er-Jahren, zum Höhepunkt der Euphorie um das kommende "pazifische Zeitalter", in einem Vortrag ungerührt eine Overheadfolie mit den Ländern Südostasiens auflegte, auf der die potenziellen und tatsächlichen Konfliktherde rot markiert waren. Es war eine ziemlich rote Folie geworden und man wünschte sich, mehr Politiker und Investoren hätten die damals unzeitgemäßen Sorgen ernster genommen. Auch hier: Warum haben sie nicht, sondern dafür Milliarden in nichttragfähige Regime und Wirtschaftssysteme versenkt?

Geht es nur darum, dass den Wissenschaftlern zu wenig zugehört wird oder dass sie unfähig wären, sich auf die Belange der Öffentlichkeit einzustellen? So einfach ist es nicht. Mit stereotypen Zuschreibungen – oberflächliche Journaille und autistische Politik hier, Elfenbeinturm-Akademikertum dort – kommt man kaum weiter.

Betrachten wir ein Beispiel: die Aussichten der neuen Weltwunderwirtschaft China. Es ist nicht gar so schwer, als Wissenschaftler mit einer positiven Stellungnahme zu dem Wachstumsriesen in der Öffentlichkeit eine freundliche Aufmerksamkeit zu erfahren. Eigentlich braucht man für solche Statements, die gängige Thesen bestätigen, aber den Wissenschaftler nicht. Er ist eher Dekoration für zeitgeistgemäße Beiträge der Redaktionen von Tageszeitungen oder Fernsehmagazinen.

Der Wissenschaftler erfüllt jedoch dann eine wichtige Funktion, wenn er sich populären Vorstellungen entgegenstellt und zum differenzierten Blick einlädt. Eine solche Ausdifferenzierung ist freilich per se unbeliebt. Die Welt ist kompliziert genug und da sucht kaum jemand den "Ein-an"-Philosophen, d.h. das nervige "Einerseits-andererseits" so mancher professoralen Vorlesung.

Wenn solche ausgewogenen Beiträge nicht gewollt sind, dann also, bezüglich China, vielleicht einen groben Keil auf einen groben Klotz? Fangen wir mit dem lesenswerten Beitrag eines Journalisten an, in dem China freilich überhaupt nicht vorkommt. Ulf Sommer schreibt im *Handelsblatt* über die Entstehung und das Platzen von Spekulationsblasen: "Ob 1929 in New York, 1988 in Tokio oder 1999 in Frankfurt: Immer beschwören Medien, Analysten und Anleger eine 'neue Ära' grenzenlosen Wachstums bei gleichzeitig geringer Inflation" ("Die Spielernatur des Menschen", 5.12.2006, S. 9). Kommt einem das nicht bekannt vor? Auch das unaufhaltsame Wachstum Chinas werde, so die gängige These, aus der nicht versiegenden Reservarmee von Arbeitssuchenden gespeist, und diese persistente Übernachfrage nach Arbeit Sorge dafür, dass kein weltweiter Preisauftrieb entstehe und den Prozess dämpfe. Ausgeblendet bleiben dabei andere Wachstumsbremsen: etwa die stetig wachsenden Umweltprobleme in den Küstenregionen und die Unterbewertung der Währung mit beängstigend zunehmenden globalen Ungleichgewichten. (Beides hatte übrigens um 1970 ein Ende der japanischen Hochwachstumsphase bedeutet.) Oder die enormen sozialen Spannungen zwischen Arm und Reich. Oder die angesichts der früheren Ein-Kind-Politik absehbar rasante Alterung der Bevölkerung – und das in einem armen Land ohne auch nur halbwegs greifende Alterssicherungssysteme. Oder schließlich die faulen Kredite im Bankensystem. Aber halt: Ist deren Anteil nicht kürzlich deutlich zurückgegangen? Das schon, aber vor allem wegen zusätzlicher Mittel für das Bankensystem (wobei das so genannte "Evergreening", d.h. die Vergabe frischer Mittel an Problemschuldner, übrigens einer der Hauptgründe für die sich so lang hinziehende schwere Finanzkrise in Japan war).

Wie kann der Wissenschaftler mit solchen Argumenten umgehen, wie kann er sie in die öffentliche Debatte tragen? Zunächst einmal wird sich auch der Wissenschaftler seiner Sache nicht sicher sein können. Wer kennt schon die "wirkliche" Höhe der chinesischen Problemkredite, zumal es immer Interpretationsspielräume gibt? Wann sind Umweltschäden und gesundheitliche Schäden nicht mehr tragbar, sondern erzwingen eine Abkehr vom quantitativen Wachstum? Leider unterliegen Mahner immer dem Risiko, "Bedenken zu früh mitzuteilen. Immer wieder werden Wucht

und Dauer spekulativer Blasen unterschätzt", so der Autor des *Handelsblatt*-Artikels. Je weniger der Wissenschaftler dem Zeitgeist folgt, desto fehleranfälliger wird er, je mehr er ihm folgt, desto irrelevanter. Nun ist der Wissenschaftler stärker als andere von seiner Reputation abhängig, gerade auch im öffentlichen Bereich. Er wird daran gemessen, glaubwürdig Kompetenz auszustrahlen. Relevanz ist höchstens sekundär von Interesse.

Die Anreizwirkungen sind also klar, drei Typen erkennbar: Am ehesten schützt der Wissenschaftler seine Reputation, wenn er freundlich-positiv dem Zeitgeist folgt. Seinen "kritischen Geist" kann er zweitens am gefahrlosesten dadurch unter Beweis stellen, dass er verschlungene Pro- und Contra-Argumente entwickelt, ohne mit einer Fehleinschätzung im Nachhinein festgenagelt werden zu können. Natürlich ist er damit für Politiker, Manager oder die Medien nicht sehr attraktiv. Die dritte Variante ist, möglichst plakativ zu formulieren, gegen die herrschende Meinung anzuarargumentieren, auch wenn der Schuss öfters danebengeht und die Reputation Schaden nimmt. Die ist dann im Zweifel abzuschreiben und nur Teile der Öffentlichkeit werden solche Partner schätzen, im Zweifel nur aus taktischen Erwägungen.

Das Ergebnis ist ernüchternd. Manchmal wird es Ausnahmepersönlichkeiten geben, die sich diesen Zwängen erfolgreich entziehen. Aber das wird eben nicht der Regelfall sein. Ist überhaupt ein Ausweg möglich? Ein Königsweg ist nicht in Sicht, aber vielleicht sind kleine Schritte möglich. So könnte klarer differenziert werden, wo sich der Wissenschaftler als Kenner präsentiert und wo er als relativ Unabhängiger – welcher Manager, Diplomat, Journalist ist das ansonsten schon? – vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen und Kenntnisse Hoffnungen oder Befürchtungen zum Ausdruck bringt. Eine solche Trennung könnte und müsste unterstützt werden. So genannte "op-ed"-(*opposite editorial*-)Meinungsartikel sind im anglo-amerikanischen Raum weit verbreitet, bei uns eher selten. Entsprechende Fertigkeiten werden auch nicht trainiert. Für die akademische Ausbildung spielen Essay-Formate kaum eine Rolle. Auch in Berufungsverfahren werden sie nicht gewürdigt: Jede Kommission zählt die Beiträge in referierten Zeitschriften, aber wer käme auf die Idee, Beiträge in Tageszeitungen oder Auftritte in einer Fernsehsendung ernst zu nehmen.

Auch wissenschaftliche Zeitschriften pflegen das Format des Meinungsartikels nicht oder viel zu selten bzw. nur inkonsistent. Es läge im Interesse der Deutschen Gesellschaft für Asienkunde und der vielfältigen Leserschaft von *ASIEN* in Diplomatie, Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, eine solche akademische Meinungskultur noch stärker als bisher zu thematisieren und zu fördern.